

WUNDERRAUM

Lesen ist ankommen.

WLADIMIR
KAMINER

Müttertage

Geschichten von den Heldinnen des Alltags

WUNDERRAUM

Inhalt

Nebel im Kopf	9
Der Kaiser	16
Kamtschatka	21
Mit Karpfen schwimmen	26
Sprich mit mir	30
Johannisbeeren	38
Das Gerstenkorn	41
Unsere Bibliothek	45
Natascha	54
Eier la Poche	58
Tarotkarte: Der Ziegenbock	64

Sina 69

Champagner für alle 80

Der große Geburtstag 90

Widder, Zwilling und Steinbock
überleben die Apokalypse 99

Krex pex fex 108

Frohe Ostern 115

Von Mäusen und Menschen 123

Berliner Kolobok 133

Die koreanische Mutter Frau Hyon 142

Friederikes Mutter 150

Das kurze Leben 158

Struwwelpeter und die Krimis 167

Angelika neben dem Rosenbeet 175

Winnetous Rückkehr 183

Kürbisterror 192

Vom Sinn des Haareschneidens 202

Hunde und ihre Mütter 210

Die Sülze des Lebens 221

Nebel im Kopf

Meine Mutter beschwerte sich schon den ganzen Sommer über »Nebel im Kopf«. Die Ärzte, mit der Frage konfrontiert, ob sich dieser Nebel zerstreuen ließe, konterten sofort mit einer Gegenfrage. Sie wollten wissen, wie alt meine Mutter sei.

»Vierundneunzig? In diesem Alter gehört Nebel im Kopf zur Grundausrüstung der Persönlichkeit. Er ist unabdingbar. Es wäre eher ein Grund zur Sorge, wenn Ihre Mutter keinen Nebel im Kopf hätte«, sagten die Ärzte.

Also lernten wir, mit dem Nebel zusammenzuleben. Man muss dazusagen, dass der Nebel im Kopf nur die Gegenwart einhüllt. Über die Vergangenheit weiß Mama bestens Bescheid. Sie nimmt auch das aktuelle politische Geschehen wahr und hat kürzlich sogar von der endgültigen Lösung des Nahostkonfliktes geträumt. In ihrem Traum empfahl der Weltsicherheitsrat, um dauerhaften Frieden im Nahen Osten zu erreichen, sollten alle Konfliktparteien, die Israelis und die Palästinenser, ab sofort nur noch in Unterhosen in der Öffentlichkeit erscheinen,

um einander zu zeigen, dass sie friedfertige Menschen seien und keine Waffen bei sich trügen. Außerdem sollten alle alleinstehenden Männer unter dreißig in der Konfliktzone eine Katze aus dem Tierheim zur Pflege zugewiesen bekommen, damit sie Verantwortungsgefühl für ein anderes Lebewesen entwickeln und Friedfertigkeit erlernen konnten. Trotz des Nebels im Kopf oder gerade deswegen hatte Mama diverse Vorschläge zur Verbesserung der Welt.

Wie entstanden bloß solche Träume?, überlegte ich. Möglicherweise hatte Mamas Katze Maya dazu beigetragen, die neulich Mamas Unterhose vom Stuhl gerissen und durch die ganze Wohnung geschleudert hatte. Ich war mir unsicher, ob Mamas Träume in der Realität wirklich funktionierten. Auch über das Schicksal der Katzen aus ihrem Traum machte ich mir ein wenig Sorgen, aber probieren könnte man es trotzdem, oder? Viele ungeahnte Wege können zum Frieden führen, wer weiß schon vorher, welcher der richtige ist.

»Traum bitte weiter«, bat ich meine Mutter. Es ist nämlich keine Selbstverständlichkeit, dass jemand mit vierundneunzig Jahren ein solches Verantwortungsgefühl für die Zukunft der Welt entwickelt. Mit vierundneunzig konnte einem die Zukunft der Welt eigentlich herzlich egal sein. Aber nicht meiner Mutter. Zu Beginn der russischen Annexion der Ukraine hissten wir auf Mamas

Wunsch eine ukrainische Fahne auf ihrem Balkon, als Zeichen der Unterstützung für das angegriffene Land. In den ersten Monaten des Krieges konnte man überall in Berlin ukrainische Flaggen wehen sehen, auf Balkonen, an Regierungsgebäuden und kleinen Geschäften in unserem Kiez. Sogar der urige Kiez-Sexshop hatte eine. Wir hofften, dass mit unserer Unterstützung dem kleinen Land schnell geholfen werden konnte, den Aggressor in die Schranken zu weisen. Schließlich hatten wir in der Schule gelernt, dass das Gute immer über das Böse siegt, die Starken die Schwachen nicht schlagen sollten und die Gerechtigkeit letzten Endes immer siegt.

Aber manchmal dauerte es. Jahre vergingen, aber die Gerechtigkeit ließ auf sich warten. Der Krieg zog sich in die Länge, und die Fahne auf Mamas Balkon verlor immer mehr an Farbe und Form. Von Wind, Hagel, Katze und Regen dauerhaft beschädigt und durchlöchert, sah sie schließlich aus wie ein kaputt geschossener Waschlappe. Es war ein erbärmlicher Anblick. Ich traute mich jedoch nicht, die Fahne abzuhängen oder eine neue zu bestellen. Inzwischen hatte sich die Meinung in Deutschland festgesetzt, die böse Ukraine wolle unser friedliches Deutschland in ihren Krieg hineinziehen, und viele Fahnen verschwanden aus dem Stadtbild. Auch die am Sexshop wurde abgehängt, an ihrer Stelle wehte nun eine gewöhnliche Regenbogenfahne.

Dann kam der 7. Oktober. Die Hamas griff hinterhältig die Israelis an, und Mama bestellte im Internet eine israelische Fahne als Zeichen der Solidarität mit dem attackierten Volk. Das attackierte Volk fing an, sich heftig zu wehren, und machte mit seinen Panzern ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung palästinensische Städte platt. Es war auch schwierig, in diesem Krieg Zivilisten von Militärs zu unterscheiden. In der Ukraine kämpften zwei Armeen gegeneinander, und beide trugen Uniformen. Es waren klar erkennbare Zeichen, durch die man sie einer Seite zuordnen konnte. Im Nahen Osten kämpften die Soldaten gegen Terroristen, die keine Uniform trugen und von der Zivilbevölkerung nicht zu unterscheiden waren. Die Bilder getöteter Israelis erschreckten die Welt einmal, aber die Bilder getöteter Palästinenser zeichneten ein Bild endlosen Grauens. Deutschland schien in der Frage der Solidarität völlig zerstritten. Beinahe jeden Tag zog eine propalästinensische Demo an unserem Haus vorbei. Dann wurde die israelische Flagge an Mama geliefert. Wir wohnen im Vorderhaus, erster Stock.

»Nein, Mama, wir können die israelische Flagge auf deinem Balkon nicht aufhängen, aus Sicherheitsgründen«, sagte ich. »Wenn wir es tun, haben wir ganz schnell keine heilen Fenster mehr.«

Mama zeigte sich darüber enttäuscht.

»Man darf also zurzeit gar keine Solidarität mit nie-

mandem zeigen?«, fragte sie mich scharf, trotz des Nebels im Kopf. »Was ist eigentlich mit Deutschland los? Hier funktioniert doch gar nichts mehr. Die Züge fahren nicht, die Menschen finden keine Bleibe, der Kanzler wechselt dauernd den Kurs, und die Staatskasse ist leer. Darf man mit Deutschland Solidarität zeigen?«

Ich wusste es auch nicht so recht und konsultierte einen Freund, der Anwalt war.

»Wie ist man eigentlich rechtlich abgesichert, wenn man die deutsche Fahne auf dem Balkon hisst?«, wollte ich wissen. In den zahlreichen Slums der deutschen Schrebergartenkolonien hatte ich schon öfter rotgoldschwarze Fahnen gesehen, war mir aber nicht sicher, ob es sich um die Bundes- oder Länderfahne handelte.

Zusammen mit dem Anwalt studierten wir die weltweite Fahnenproblematik ausführlich. Es ging dabei vor allem um das erlaubte beziehungsweise unerlaubte Verbrennen von Staatsfahnen in der Öffentlichkeit. Die Staatsfahne als Eigentum des Staates durfte in der Regel nicht verbrannt werden, aber das galt nicht überall. In dieser Frage teilten sich die Länder der Welt in drei Kategorien. Es gab welche, in denen das Verbrennen der eigenen Fahne verboten, das Verbrennen von Fahnen anderer Länder jedoch erlaubt war, allerdings nur in Anwesenheit der Feuerwehr. Daneben gab es Länder, in denen man grundsätzlich keine Fahnen verbrennen durfte, nicht

einmal in Anwesenheit der Feuerwehr. Und dann gab es Dänemark. In Dänemark galt die eigene Flagge als Eigentum des dänischen Volkes, also konnte das Volk mit seiner Fahne tun, was es wollte. Die Bürger durften sie auch verbrennen, wenn ihnen danach war. Fremde Fahnen sollte man wiederum nicht verbrennen, weil sie dem dänischen Volk schließlich nicht gehörten. So schlicht und einfach hatten es die Dänen geregelt. Und natürlich durften sie jede Fahne hissen, wann und wo sie wollten.

In Deutschland war die Situation etwas komplizierter. Man durfte die einfache schwarzrotgoldige Variante hissen, aber ohne Bundesadler. Der Vogel war nämlich Eigentum des Staates, so habe ich es zumindest verstanden und Mama entsprechend aufgeklärt. Sie schüttelte nur den Kopf.

»Was machen wir nun?«, fragte ich sie.

»Wir machen gar nichts«, sagte Mama und ging schlafen. Am nächsten Morgen berichtete sie mir von ihrem neuesten merkwürdigen Traum. Darin hatte Mama Besuch bekommen. Sie war wie immer vor dem Fernseher gesessen mit einem Sudoku-Heft in der Hand und hatte versucht, gleichzeitig eine Serie zu gucken und Sudoku-Zahlen zu erraten. Auf einmal bemerkte sie einen großen Vogel auf dem Balkon. Der Vogel klopfte mit dem Schnabel gegen das Glas der Balkontür, Mama machte ihm auf, und er spazierte ins Zimmer. Es war ein Bundesadler,

riesig wie eine Weihnachtspuppe und mit großen traurigen Augen. Hoffentlich sieht ihn die Katze nicht, dachte Mama als Erstes. Doch die Katze schlief hinter dem Fernseher und verpasste den unerwarteten Besuch. Der Adler kam zu Mamas Sofa, legte ihr den Kopf auf die Knie, schaute ihr direkt in die Augen und sagte: »Na?«

Der Kaiser

Mama hatte sich in ihrer Wohnung eingeschlossen und wollte einfach nicht mehr rausgehen. Nicht einmal bei schönstem Kaiserwetter. Entweder war es ihr zu heiß oder zu kalt, zu früh oder zu dunkel. Aber der wahre Grund, so glaubte ich, war, dass sie nicht mehr richtig durchatmen konnte. Ihr Herzmuskel war zu schwach und pumpte nicht genug Blut ins Herz und in den Kopf. Jeder Spaziergang, der länger war als vom Schlafzimmer in die Küche, gestaltete sich als Strapaze.

»Nun, das macht nichts«, sagte Mama, »was habe ich da draußen nicht alles gesehen. Die Außenwelt wird maßlos überschätzt. Außerdem bist du ja ständig unterwegs, du kannst mir Fotos und Videos schicken. Du machst so tolle Fotos. Wenn ich sie anschau, habe ich immer das Gefühl, ich wäre selbst vor Ort gewesen.«

Mama konnte noch immer gut mit WhatsApp umgehen. Zwar vergaß sie ab und zu, wie es funktionierte, lernte es dann aber schnell aufs Neue. Ich versprach ihr also, täglich ein Bild zu schicken. In jenem Jahr waren

meine Reisen wirklich großartig. Mitte August war ich beispielsweise in Bad Ischl zu Kaisers Geburtstag eingeladen, eine Zeremonie, die jedes Jahr vom dortigen Nostalgieverein organisiert wurde. Seine Mitglieder waren sehr angenehme Menschen, die nicht müde wurden, den Journalisten und dem neugierigen Publikum zu erklären, dass sie keine Anhänger der Monarchie seien, sondern nur die prachtvollen Kleider und guten Manieren von damals vermissten.

Der Nostalgieverein verfügte über einen umfangreichen Kostümfundus und organisierte die ganze Feierlichkeit aus eigener Kraft: Der echte Kaiserzug, von einer Dampflok gezogen, fuhr in Bad Ischl ein, wo der Bahnhof mit Menschen überflutet war, die sich extra für den Kaiser herausgeputzt hatten: Damen in Krinolinen und Männer in Uniformen. Der Kaiser, ein fröhlicher Alter mit riesigem Backenbart, zeigte sich nicht volksscheu und machte gerne Selfies mit den Untertanen. Ich habe für Mama ebenfalls ein Selfie mit dem Kaiser gemacht und nach Berlin geschickt.

»Wer ist das?«, schrieb Mama gewohnt knapp zurück.

Ich klärte sie über den Geburtstag auf.

»Franz Joseph? Der lebt noch, der alte Schurke?«, wunderte sich meine Mutter. »Das ist doch der, der die Kriegserklärung unterzeichnet hat. Wie kann man einen Mann ehren, der einen Krieg in die Welt gesetzt hat, mit dem

wir uns immer noch herumschlagen?«, regte sich Mama auf. »Das hätte er doch voraussehen können!«

Obwohl es um Ereignisse ging, die hundert Jahre zurücklagen, ließ Mama nicht locker. »Frag ihn doch, ob er auch Nebel im Kopf hatte, als er die Kriegserklärung unterschrieb.«

Vergangenheit und Gegenwart hatten sich bei meiner Mutter so verklebt, dass sie kaum noch voneinander zu trennen waren. In ihrer Vorstellung lebte die Welt noch immer in der Vergangenheit und konnte die Probleme von damals nicht lösen. Vermutlich hatte sie damit sogar recht.

»Ach, Mutter, der Kaiser war ein alter, überarbeiteter Mann, der nur ein bisschen mit einem Krieg drohen wollte, was war schon dabei. Er hatte es gar nicht so ernst gemeint. Eigentlich war Franz Joseph in Bad Ischl auf Urlaub gewesen, er hatte extrem wenig freie Tage und genoss die kleine Unterbrechung. Morgens wollte er zur Jagd fahren und abends seinen Geburtstag feiern. Das Problem war, dass ihm niemand als Urlaubsvertretung zur Seite springen konnte. Er hatte keinen Ersatzkaiser, der die Staatsgeschäfte hätte übernehmen können. Das war schon immer der Nachteil jeder Monarchie: Man musste alles selbst in die Hand nehmen, und das war auf Dauer zu anstrengend. In einer solchen Situation waren Fehler unvermeidlich.«

Damals in Bad Ischl war eigentlich alles für eine große Jagd vorbereitet, als die schlechten Nachrichten aus

Serbien kamen – genau zum falschen Zeitpunkt. Die Serben wollten nicht mehr in seinem Reich bleiben, also hatte der Kaiser, einen Fuß schon im Jagdstiefel, noch schnell die Kriegserklärung an Serbien unterschrieben. Seine Generäle versicherten ihm, in drei Tagen sei die Sache geritzt. Niemand konnte sich damals vorstellen, dass das der Beginn eines schrecklichen Weltkrieges werden würde. Die Generäle singen immer dasselbe Lied von den drei Tagen, und im Nachhinein ist kaum noch einer da, den man zur Verantwortung ziehen kann.

»Ich bin mir nicht sicher, dass der Kaiser es auch so sieht, der alte Kriegstreiber. Frag ihn doch mal«, konterte die Mutter.

Aber wen sollte ich in Bad Ischl fragen? Der Doppelgänger des Kaisers war ein robuster alter Mann, der nur Selfies mit seinen Untertanen im Kopf hatte. Ihn wollte ich nicht mit den Fragen zur Weltpolitik des vorigen Jahrhunderts belästigen. Doch wer sucht, der findet. In einer schwarzen Box vor der Kaiservilla hatte eine Gruppe von Enthusiasten anlässlich der Geburtstagsfeierlichkeiten mithilfe künstlicher Intelligenz den echten Franz Joseph in 3D ins Leben gerufen. Jeder Besucher konnte mit ihm reden und ihn alles fragen. Ich durfte als Erster in die Box. Allerdings sollte man dem Kaiser nicht mehr als drei Fragen hintereinander stellen, sonst drohte das Kaiserprogramm zu überhitzen, klärten mich die Enthusiasten auf.

Es wurde ein netter Plausch. Ich stellte mich vor, fragte, wie es ihm gehe und wie es sich anfühle, seit hundert Jahren nicht mehr Kaiser zu sein, und ob er überhaupt wisse, was alles nach seinem Ableben passiert sei. Der Kaiser klagte über Kopfschmerzen und den unfairen Umgang mit seinem historischen Erbe. Er wirkte sehr freundlich und zuvorkommend. Am Ende des kurzen Gespräches konnte ich mir die Frage nicht verkneifen, ob er an dem Tag, als er die Kriegserklärung unterschrieb, Nebel im Kopf hatte. Der Kaiser schien beleidigt und antwortete mit einer ganzen Rede:

»Ja, ja, macht weiter so, nur zu!«, rief er mir mit beleidigter Miene entgegen. »Es ist natürlich bequem, dem alten Kaiser für die eigene Schlappe die Verantwortung zu geben. Ihr Nachkommen seid so selbstgerecht und gnadenlos, besonders wenn es um längst vergangene Kriege und verstorbene Monarchen geht. Da seid ihr euch sicher, dass eure Vorfahren nicht klug genug waren, dass sie zu wenig wussten und versäumt haben, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Dazu kann ich nur sagen: Macht's doch besser, ihr Schlaumeier! Ja, möglicherweise wussten wir vieles nicht, was ihr nun wisst. Und? Wird euch eure Klugheit helfen, ihr Besserwisser? Werden eure Anstrengungen den Weltfrieden bringen? Also macht euch nicht lächerlich und entspannt euch. Das sage ich, euer Kaiser«, murmelte Franz Joseph und schaltete sich aus.

Kamtschatka

Was lange währt, wird endlich gut. Nach zwei Monaten, in denen die Telefonate hin und her gingen, bekamen wir endlich den lang erwarteten Besuch der AOK-Prüfungs-kommission. Es ging darum, für Mama einen Pflegegrad zu beantragen. Drei Jahre zuvor waren wir mit dem Versuch schon einmal gründlich gescheitert, weil Mama vor dem Prüfer angeben wollte, wie wunderbar sie allein zu-rechtkam, trotz kleiner Schwierigkeiten. Sie konnte Was-serflaschen mit einer Zange aufdrehen und mit ganzem Körpereinsatz auch die Kühlschrantür öffnen. Der Prü-fer war damals von Mamas Fähigkeiten begeistert und bil-ligte ihr keinen Pflegegrad zu. Diesmal kam eine Dame, klappte ihren Laptop auf dem Küchentisch auf und überraschte Mama sofort mit einer kniffligen Frage. Die AOK-Prüferin wollte wissen, welches Datum wir hatten.

Zeitrechnung war nie Mamas Stärke, aber diesmal übertraf sie sich wirklich selbst. Mit der Frage der Prüfe-rin konfrontiert, sagte Mama, ohne mit der Wimper zu zucken: »Wir haben den 31. Februar.«

»Aber schauen Sie doch mal aus dem Fenster«, versuchte die Prüferin Mama umzustimmen. »Die Sonne scheint, die Bäume färben sich langsam gelb, das erste Laub wird durch die Straßen gefegt. Die Luft ist warm, es sieht nach Frühherbst aus. Überlegen Sie es sich bitte noch einmal.«

»Da gibt's nichts zu überlegen. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun, es ist der 31. Februar.«

Mama bestand hartnäckig auf ihrer eigenen Zeitzählung. Das Datum hat sich fest in ihrem Kopf eingeprägt, nur das Jahr konnte sie nicht eindeutig nennen. Ihr Geburtsjahr schon. Die Ereignisse des vorherigen Jahrhunderts waren in Mamas Kopf präsent, aber das aktuelle Jahr, der Monat und der Wochentag schwankten. Entweder war es ewig 31. Februar, oder eine konkrete Zeit war ganz weg. Vor allem fragte Mama mich ständig, wie spät es sei. Sie hatte überall Uhren in ihrer Wohnung: in der Küche, im Schlafzimmer und auf ihrem Telefon. Sogar im Bad tickte eine Wanduhr. Allerdings zeigten alle Uhren unterschiedliche Zeiten und blieben immer wieder stehen. In diesem Fall rief Mama mich sofort an, um sich zu beschweren, die Uhr im Bad sei schon wieder stehen geblieben, jetzt wisse sie überhaupt nicht mehr, wie spät es sei. Wahrscheinlich seien die Batterien alle.

»Bring bitte neue Akkus für die Uhren. Ach, und noch etwas ... Habe ich vergessen.«

Ich wunderte mich, wie schnell die Akkus in Mamas Uhren leer waren. Ständig musste ich sie austauschen, als tickten ihre Uhren tatsächlich schneller als unsere und alle anderen. Auf die Uhren war offenbar kein Verlass. Also blieb Mama zur Sicherheit am liebsten in der Vergangenheit hängen. Die erste Hälfte ihres Lebens hatte sie, wie alle Einwohner der Sowjetunion, auf dem Weg in die Zukunft verbracht. Schließlich war das erklärte Ziel unseres Landes der Aufbau einer glorreichen kommunistischen Zukunft. Für die Gegenwart gab es nicht einmal einen Namen, offiziell galt sie als Übergangszeit in ein strahlendes Morgen, an dessen Existenz niemand zweifeln durfte. Gemäß der marxistischen Dialektik war die kommunistische Zukunft nämlich historisch unausweichlich, ganz egal, wie die Übergangsmenschen agierten. Sie konnten natürlich versuchen, die Zeit auszubremsen, die Uhren zu zerstören oder zu beschleunigen, doch am Ende würde der Kommunismus immer triumphieren.

Deswegen wurden Dissidenten, die an dieser Zukunft zweifelten, Fragen stellten und den Staat kritisierten, selten in den Knast, sondern meistens in die Klappe gesteckt, in die Psychiatrie. Aus Sicht des Staates konnte nur ein Verrückter an der marxistischen Dialektik zweifeln. Und deswegen machten sich unsere Regierenden auch keine Sorgen, was die leeren Regale in den Lebensmittelläden betraf. Das waren alles nur »vorübergehende

Schwierigkeiten«. Das ganze Land befand sich auf einer Reisetour in die Zukunft ohne Halbpension unter dem Motto »Volle Kraft voraus, unterwegs wird nicht gefüttert«.

In Wahrheit hat keiner diese Zukunft je gesehen, meine Landsleute haben sie nie persönlich kennengelernt. Wir kannten sie lediglich aus sowjetischen Science-Fiction-Romanen und Propagandafilmen. Die Menschen auf der Leinwand sahen stets super zufrieden aus. Sie mussten sich ja auch keine Sorgen um ihre Existenz machen, es waren glückliche Arbeitslose, die ihre ganze Lebenszeit der kreativen Entfaltung ihrer Persönlichkeit widmeten. Sie sangen, tanzten und lachten. Und genau wie in der Wohnung meiner Mutter hingen überall in unserem Land, an jedem öffentlichen Gebäude, an jeder Metrostation große Uhren, die uns zeigen sollten, dass es schnell voranging. Auch diese Uhren zeigten unterschiedliche Zeiten. Die größte Uhr befand sich am Kremlturm und wurde jeden Abend als Hintergrund in der Nachrichtensendung »Die Zeit« gezeigt. Im Radio – wir hatten nur ein Programm – folgte jede Stunde eine endlos lange Zeitansage. Die Sowjetunion hatte, genau wie das heutige Russland, elf unterschiedliche Zeitzonen, aber nur einen Radiosender. Die Zeit musste daher für alle Gebiete extra angesagt werden.

Wenn ich als Kind mit der Schule fertig war, konnte ich endlich meine Schuluniform ausziehen und den Ranzen